

LAUDATIO AUF KURT HEYNICKE

15. 10. 1972 in Wangen/Allgäu

Wir sind es gewohnt, von Kunstepochen zu sprechen. Wir können sie aufzählen, der Reihe nach, wie sie im Lehrbuch stehen. Wie sie sich in der Geschichte eingestellt haben: Romanik — Gotik — Renaissance — Barock — Rokoko . . . das geht so glatt durch das Gedächtnis und über die Lippen, als handele es sich um Stationen einer Reise, und Beginn und Ende einer solchen Epoche der Geistesgeschichte nennen wir wie die Ankunfts- und Abfahrtszeiten von TEE-Zügen. Verhältnismäßig selten tritt zu diesem Wissen um das Wann und Was das Wissen um das Warum. Hier, meine ich, tritt uns ein Begriffspaar entgegen, das zwar, in einer formelhaften Sprache, meist wie ein Geschwister- oder Freundespaar zusammen erscheint, von dem aber viele glauben, daß zwischen beiden eher Unverträglichkeit als Harmonie herrsche: *Kunst und Wissenschaft*. Das aber ist nur ein täuschender Gegensatz, ebenso nur scheinbar, wie der (durch Goethes Verse so bekannt gewordene) Gegensatz von Natur und Kunst. Wie bei den Begriffen Natur und Kunst, so löst sich — bei näherem Zusehen — auch bei Kunst und Wissenschaft der Gegensatz auf. In der frühen Geschichte der Menschheit waren Dichter, Wissender, Erkennender (und oft auch Priester) ein und dieselbe Person. Die Wissenden, die Erkennenden schaffen der Kunst ihre klimatischen Voraussetzungen. Der Künstler, der Poet vor allem — als der Künstler des sprachlichen Ausdrucks — weiß sehr früh, welche Stunde die Uhr geschlagen hat. Er weiß es zu einer Zeit, in der die andern den alten Traum noch träumen. Es kann freilich auch in der Kunst Jahrhunderte dauern, bis der Künstler das ausspricht (der Poet zum Beispiel), was er weiß; daß er es zu formen vermag: das kosmische Weltbild, das Bild eines Sternes Erde im Weltraum, zu Beginn des 16. Jahr-

hunderts mathematisch entdeckt, wird erst im 18. Jahrhundert in der Dichtung »realisiert« (wir meinen das Epos »Messias« von Klopstock). Zeitepochen, das wissen wir alle, beginnen nicht auf Kommando oder fahrplanmäßig und enden auch nicht so.

Gegen eine Verengung des Begriffes »Expressionismus« hat sich Kurt Heynicke selbst gewandt. Er spricht vom expressionistischen Zeitalter, das er mit den großen Zeitaltern der Kunst gleichstellt und es für »noch keineswegs abgeschlossen« hält. Er hat damit sicher recht. Wer die vor 1914 entstandene und als Expressionismus deklarierte Lyrik, Prosa und Dramatik liest, die von Benn etwa, Becher, Heym, Trakl, Kafka, der Else Lasker-Schüler, und die bis 1918, etwa von Kokoschka, Wolfenstein, Heynicke: der könnte meinen, er lese Celan, Eich, Enzensberger, Krolow, Piontek, Frisch, Brecht, Dürrenmatt, Ingeborg Bachmann, um wiederum nur einige zu nennen, er könnte dieser Täuschung verfallen, wenn er nicht literarhistorisch be- und gelehrt, es anders weiß. Was damals, um 1914, esoterisch, elitär, absurd und wohl in den Augen einer Blumen-Lieder-Lyrik (»Du bist wie eine Blume«) genießenden Mitwelt als »unmöglich« erschien, als »irr«, verwirrt (nicht verworren, das konnte man — der Popularität der romantischen Dichtung gemäß — sein), das »goutiert« heute jeder etablierte Bürger unseres Landes in seinem Bücherschrank. Warum haben diese Benn, Heym, Kokoschka, Kafka, Sternheim, Becher, Heynicke, Lasker-Schüler, Trakl so völlig andersartige sprachliche Gebilde, die sie Dichtung nannten, geschaffen, in der sich eine innere Welt darbot, die mit der bewußt aufgenommenen Wirklichkeit gar nichts zu tun haben schien? War das Willkür? Warum hatte man zur Zeit Goethes und Schillers nicht auch so gedichtet? Oder: warum dichten die modernen Dichter anders? Einfach aus Überdruß an der Wiederholung? *Die veränderte geistige Welt* ist der Grund, wie wir alle wissen. Der Künstler aber gehört wohl zu den Mutigen, die in Neuland aufbrechen. Wenn ein Weltbild durch neue Erkenntnisse erschüttert wird, eruptiv gleichsam, dann bekommt es zunächst Risse und Sprünge in seiner Ober-

fläche, bevor es abbröckelt und sich, wie die Eisdecke eines Flusses, auflöst, wobei es zu Stauungen und gewaltsamen Durchbrechungen kommen kann. Nichts geht spurlos verloren, alles verwandelt sich. Im 20. Jahrhundert verursachen die Erkenntnisse des 19. und 18., auch noch die des 17. und 16. Jahrhunderts die besondere Beschaffenheit unseres Weltbildes, Erkenntnisse der Naturwissenschaft und der Geschichtswissenschaft. Sicher sind wir in einer neuen Zeitepoche, vergleichbar den großen Wenden der Geistesgeschichte, in denen auch *neue Kunstepochen* geboren wurden.

Bei diesem Aufbruch in Neuland tritt der Dichter *Kurt Heynicke* hervor. Er erfindet, wie Gleichgesinnte und Gleichbegabte, neue Wort- und Sprachformen für das, was ihn bedrängt oder erfreut. Für das, was er bereits als anwesend spürt, wo andere noch nichts sehen. Das Neue tritt oft nur wie aus einem Nebel hervor, mit undeutlichen Konturen. Es ging ihm, wie den anderen Vorboten einer anbrechenden Epoche des Geistes, um den Ausdruck der neu gefundenen Wahrheiten, der neu gesehenen Wirklichkeiten. Denn das So-Sein der Dinge, wie es eine positivistische, materialistische, populäre Schulweisheit lehrte, hatte der Zweifel in Unwirklichkeit verwandelt. Vieles in der bestehenden Ordnung der realen Welt war unglaublich geworden. Mathematik, Biologie, Chemie, Physik und Geschichtswissenschaft brachten das vom Mittelalter her geprägte Weltbild in großen Teilen zum Einsturz. Statistische Kausal-Gesetze schienen ihre Gültigkeit, ihre absolute Gültigkeit, zu verlieren. Dagegen erhielten der Traum, die Vision, die Offenbarung neue Wahrheitsqualität. Die Existenz verschiedener Wahrheiten irritierte. Wie sahen die Dinge wirklich aus? Was war »normal«? Der feste Ordnungsbegriff der Zeit geriet ebenfalls ins Gleiten: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft verschwammen in *eine* Dimension, in die eines Raumgefühls. Das Selbstverständnis der Person änderte sich. Das Ich-Bewußtsein wurde von größeren, mächtigeren Gedanken und Gefühlen überschwemmt, hinweggerissen in den Raum der Unendlichkeit. Es schwingt sich in den

Kosmos mit der Kraft der Begeisterung, der Liebe. Der Erste Weltkrieg verstärkt, beschleunigt den Umsturz von bisher unangezweifelte Werten: der Stellungskrieg entkleidet den Vernichtungskampf eines Glanzes, den die Bewegungskriege des 19. Jahrhunderts geschaffen hatten.

In der Sprache der expressionistischen Dichter findet diese geistige Situation ihre adäquate Darstellung. So auch bei Kurt Heynicke. Eine Fülle neuer Metaphern, in denen vorher noch nie vollzogene Gedankenverbindungen zu einem sprachlich neuen Gebilde sich zusammenfügen, zeichnen die frühe Lyrik Heynicks wie seine jüngst veröffentlichte aus. Denn das Suchen, Finden, Nennen, Rufen der Vorgänge, das Hineinhorchen in den anbrechenden Tag, das Antworten auf Rufe ist ja wohl nicht eine Sache bestimmter Lebensjahre.

Schon in den Titeln der Gedichtbände des frühen und des späten Heynicke zeigt sich die Kontinuität seiner künstlerischen und gedanklichen Arbeit: »Rings fallen Sterne« heißt der Titel des Lyrikbuches 1917, »Gottes Geigen« 1918, »Das namenlose Angesicht« 1920, »Die Hohe Ebene« 1921 und »Alle Finsternisse sind schlafendes Licht« heißt der Gedichtband von 1969. Heynicks Weg der Erkenntnis ist ein Weg nach innen und nach außen, aber er entdeckt, daß beide Bereiche ein und derselbe geistige Raum sind. Er ringt um einen Weg zum Ich (ausdrücklich in dem Buch »Der Weg zum Ich« 1922), er entwickelt eine Philosophie der Innerlichkeit und langt beim Gottesbegriff an. In welcher Beziehung Mensch und Gott zueinander stehen, diese Frage beschäftigt ihn sein ganzes Leben. Er hat den Elan der Jugendjahre sich bis ins Patriarchenalter bewahrt, sein Gedichtband von 1969 könnte von einem Vierzigjährigen geschrieben sein, von einem Manne mittlerer Jahre. Sein Denken konzentrierte sich in den Jugendjahren auf das Verhältnis Kosmos — Gott — Mensch. Seine jüngsten Dichtungen steigen aus demselben Gedankenkreis auf. In immer wieder bewundernswerten Bildern, Metaphern, Gleichnissen, versucht er sich verständlich zu machen. In einem seiner frühen Gedichte erlebt er sich auf einer

»Sturmfahrt zu Gott«, er, der Mensch, wird begriffen »als deiner (Gottes) Stirn seliger Gedanke«. Die Dreiheit Gottgedanke – Menschsein – Kosmos: das ist der zentrale Themenbereich des Lyrikers Heynicke in den Jahren 1917 bis 1922, (in »Gottes Geigen«, »Das namenlose Angesicht«, »Die Hohe Ebene« etwa). Ein starker religiöser Impetus durchdringt die Dichtung, sie trägt Züge, die mit der Mystik verwandt zu sein scheinen, mit der des Jakob Böhme und der des Angelus Silesius. Aber Heynickses unio mystica erfolgt nicht in einem Streben vom Hier zum Dort, sondern ist ein existenzielles So-Sein von Mensch und Gott. Gott lebt im Menschen und der Mensch lebt in Gott, er ist das Bewußtsein Gottes. Das ähnelt am meisten der Spruchweisheit des Cherubinischen Wandersmanns, in der dem Erlebnis vom Einssein des Menschengeistes mit dem Geiste Gottes häufig Ausdruck verliehen wird. Bei Heynicke heißt es: »Mein Heimathafen träumt mir seine Kinderhände zu / und wo ich ausflog, bin nun ich – / Gott! schrie die Seele, / und sie fand nur: / Mich!« (»Fahrt« aus »Die Hohe Ebene«).

Die jugendlich stürmische Fahrt zu neuen Zielen, zu neuen Ufern ließ Heynickses Sprache des Gedichts zu Wort-Kaskaden, zu Wort-Fontänen aufrauschen. Barrieren des konventionellen Sprachgebrauchs, der rational-logischen Grammatik werden überwunden (wie bei anderen Sprachschöpfern des Expressionismus auch in dem Jahrzehnt zwischen 1910 und 1920). Seine Sprache ist oft hymnisch, psalmgleich, besät mit großartigen, kostbaren Metaphern: »Hell fliegt mein Segel übers Meer der Welt / und meine Seele tausend Meilen weit voraus / der einen Insel zu, darum die Meere kreisen: / Gott!« (Anfangsverse aus dem Gedicht »Fahrt« in »Die Hohe Ebene«).

Freilich, auch Ratlosigkeit und Bitterkeit können einen furchtlosen Wahrheitssucher befallen: »Immer bleibt das ewige: / Nein. / ... Alles ist / nichts ... / Löschte ich aus, / welche Seele sänge nach mir? / Keine ... / Nur ich singe den letzten Schlaf ...«

Aber dieses Gedicht mit der Überschrift »Nein« (in »Die Hohe Ebene«) hat einen Mittelteil, der von Lebenswillen strotzt: »Um meine Seele biegt sich ein dunkeler Mantel / und singt im Sturm: / Leben ist alles, / hoch deinen Willen, / reiße die Tore aller Dinge entzwei! / Peitsche dich empor, / reiße dich los, / o uferlos jauchze dem Unendlichen zu!« Der religiös-sittliche Gedanke des Menschen – den zu denken er imstande ist im vollen Bewußtsein seiner Geringfügigkeit im Kosmos – ist der Urgrund der frühen und späten Gedichte Heynickses. »Nachts klirren die Fenster von meinen Gedanken, / aber ich bleibe im Fleisch, / eine Mikrobe im Erdbrock / und dem Grundherrschaft verkuppelt, / seine Rätsel hausen in mir / und ich jage sein Dunkel / mit meinem Warum.« (»Gottesferne« in »Alle Finsternisse ...«) Weiter heißt es in diesem Gedicht: »Station Ewigkeit! / Ein Aeon Aufenthalt! / Wo kann ich Gott schauen? // Ich breche auf in sein Hochland, / in die gefährdende Fernsicht, / seine Ausfallstraßen durchlöchern mich / und sein Verlangen ist ohne Versprechen // ...« Das Gedicht endet mit den Verszeilen: »Ich bin seine Orgel, / ich höre mich laut / in meinen Finsternissen, / in seinem schlafenden Licht.« In dem Gedicht »Nachtflug«, enthalten in dem Band »Alle Finsternisse ...« gibt es diese Verszeile: »Daheim sein / in Gottes Gastlichkeit; / die Kronfrucht am Gnadenbaum / reift ganz zuletzt // Gott will dich leicht, / Zugvogelherz. // Lasse dich fallen / und fliege. // Gott fängt dich im Sternstaub / mit schweigender Schwinge. // Und du weidest das Licht / auf der Wiese der Welt.«

Aber es gibt auch die Bilder des ewigen Weges und der unwirtlichen Wüste, die das unaufhörliche Nach-Denken über die Rätsel der Wahrnehmungen, über die Rätsel der Welt signalisieren. Das Bild des Nomaden steht für die unaufhörliche Wanderung: »Baue kein Haus, / auch die Herberge wandert ... Wähle die Wüste, / hier wohnst du unendlich, / die Zeltwand des Himmels betrügt nicht ...«

In den Romanen und Hörspielen, in der dramatischen Dichtung wechselt Heynicks die Themen, aber seine Sprache

bleibt überall bilderreich und transparent. Die dramatische Dichtung trug ihm 1919 den Kleistpreis ein. Sie war in allen Lebensabschnitten ein Teil seiner Dichtung. Im Spiel »Neurode« (1932) hören wir den Ruf zur Hilfe für Mitmenschen, die in Not geraten sind. Humane und soziale Impulse sprechen aus der dramatischen Dichtung. In neuesten Volksstücken kommt es Heynicke offenbar darauf an, dem Lebensverständnis der Mitmenschen zu dienen. Auch der heiteren Dichtung gibt er ihr Recht. In Romanen und Hörspielen ironisiert er die Scheinheiligkeit der Gesellschaft, die egoistischen Motive hochangesehener Betriebsamkeit; er läßt die Menschen wie Typen der *comedia dell'arte* agieren, Typen des Alters, des Charakters, der Nationalität (so in dem Roman »Herz wo liegst du im Quartier« und in den jüngst veröffentlichten Hörspielen). Seine Sprache bleibt die des echten Poeten, dessen Wortprägungen, Bilder, Metaphern unsere Alltagswelt zugleich durchsichtig machen und verzaubern.

Die geistvolle Handschrift des Autors Heynicke tragen auch manche Film-Manuskripte seiner mittleren Jahre.

Kurt Heynicke hat sich mit den Jahren nicht verhärtet, er lebt nicht hinter Mauern und Wällen der Erinnerung in Resignation und Pessimismus (wenn er auch ihre Schwermut kennt: »In den Reusen der Schwermut / schlägt die Erinnerung um sich.« »Tatbefehl« in »Alle Finsternisse«), er ist nicht vertrocknet im Ruhm des Propheten (»In den Klippen des Nachruhms / dorrt das Herz der Propheten«). Sein Lebensgefühl verkündet: »Die Wahl des unbekanntes Gottes / schwillt an. / Die Ewigkeit ist nicht beendet. / Eine Geburt wird erwartet. / Das Wunder für Jedermann.« Er gibt solcher Erwartung den Titel »Zwischenzeit«. Sein Ort, sein Aufenthaltsort ist ein Hier und Dort zwischen zwei Tagen: »denn ein Rest Abendrot stirbt nicht, / darum hat die Finsternis eine goldene Zunge, / die plaudert den Ängsten die Furcht ab. // Der Vogel Zwiefalt bin ich. / Ich pfeife hüben und drüben. / Im Mohnfeld und über dem Abgrund zugleich, / ich niste im Windbruch, / zwischen Unbill und Unbill. //«

Kurt Heynicke ist *einer der Bahnbrecher kosmischer Dichtung* in einem naturwissenschaftlich-geschichtswissenschaftlich geformten Weltverständnis. Er ist eine der frühen Stimmen, die einen neuen Tag ankünden: das Einssein des Menschen mit dem kosmischen Schöpfer-Gott als ein beglückendes Erlebnis. Der Urgrund dieses Aufschwungs der Seele zu einer gottverbundenen Geistigkeit trägt Spuren, Merkmale christlichen Glaubens und Denkens. Aber immer bleibt das neue Weltbild präsent und wird anvisiert bei dem Flug in die Unendlichkeit und Ewigkeit.

Seine Bedeutung für die Dichtung des 20. Jahrhunderts wird heute wieder erörtert. (Sie ist noch nicht in ihrem ganzen Umfang erkannt.) Die Weite seines Denkens, die Beharrlichkeit, mit der er seinen »Weg zum Ich« verfolgte, die Freiheit und Serenität des Geistes, die aus seiner Welt- und Lebensdeutung uns anspricht, weisen über den heutigen Tag hinaus. Er spricht auf dem Weg in die Zukunft zu uns wie ein guter Freund.

Wir danken ihm hier und heute dafür, indem wir ihm den Eichendorff-Literaturpreis des Jahres 1972 überreichen.